Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 8

Artikel: Ein Aristokrat erlebt die Demokratie
Autor: Wölfling, Leopold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065981

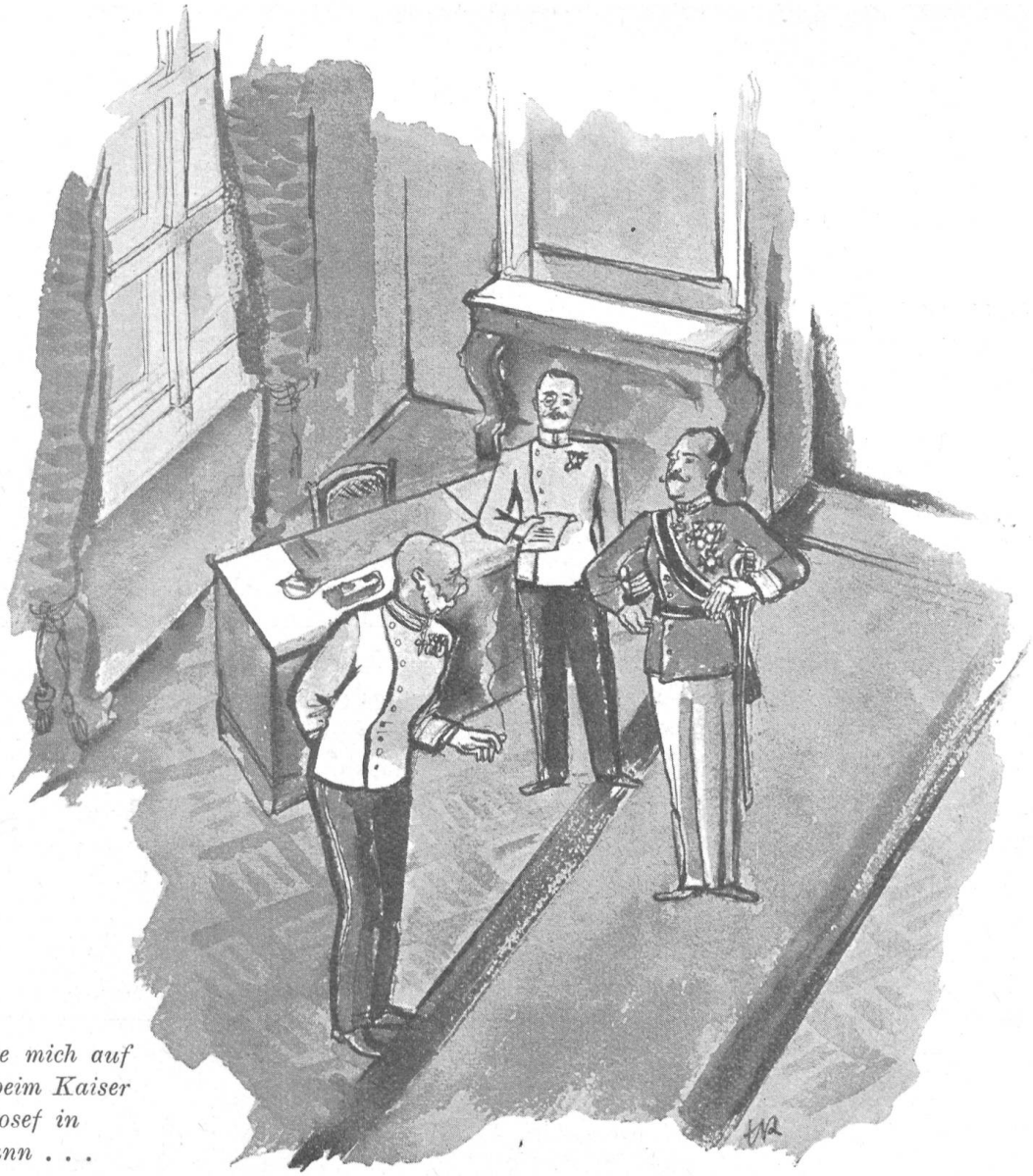
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ich melde mich auf Urlaub beim Kaiser Franz Josef in Schönbrunn . . .

EIN ARISTOKRAT
erlebt die Demokratie

Von Leopold Wölfling
ehemaliger Erzherzog von Toscana

Mit 3 Originalphotographien
Illustrationen von T. Richter

Vom hohen Berge des Alters Ausblick haltend in das Land, verliert sich der Blick in die Ebene der Kindheit und Jugend, bestrahlt von der aufgehenden Lebenssonne: Manches ist undeutlich, aber doch hebt sich dieser oder jener ferne Hügel hervor und, näher blickend, erkennt man viele Punkte, die einen wichtigen Abschnitt in der Lebenswendung darstellten, bis man, immer mühseliger ansteigend, auf dem Gipfel angelangt ist: der Weg, den einem eine unerforschliche Kraft vorgeschrieben hat und der gegangen werden muss, ist zum grössten Teile zurückgelegt: man kann

. . . und beim Kreiskommandanten Schmied Acklin in Zug

nun ruhen und sich sammeln: Bilder ziehen an einem vorbei, helle und dunkle, man vergleicht Wert und Unwert... aber vorerst muss ich mich meinen geneigten Lesern vorstellen, damit sie die Zusammenhänge dieser Erzählung erfassen. – Allerdings muss ich ein wenig zurückgreifen.

Mein Vater war der letzte regierende Grossherzog von Toscana, Ferdinand IV. von habsburgischem Stamme, Vetter des Kaisers Franz Josef; meine Mutter, die, 85jährig, in Österreich lebt, ist eine parmesanische Prinzessin bourbonischen Geblüts, Tante der Exkaiserin Zita. Vater hatte 1859 nach seiner Exilierung Salzburg als Wohnsitz gewählt, weil in napoleonischer Zeit sein Grossvater, Ferdinand III., von 1806–1814 Grossherzog von Salzburg gewesen und hier residiert hatte. Kronprinz Rudolf, der 1889 in Mayerling seinen Tod fand, und der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, der 1914 in Serajewo ermordet wurde, waren meine Vettern, wenn auch bloss vierten Grades: dies wurde in der Familie immer noch als nahe Verwandtschaft betrachtet.

Der Verfasser als Seeoffizier

Ich bin in Salzburg aufgewachsen und habe zuerst in der österreichischen Kriegsmarine Dienst geleistet und dabei zwei längere Reisen nach dem fernen Osten und nach Australien gemacht, das Mittelmeer östlich von Sizilien überall befahren. – Dann diente ich bei der Infanterie ... darauf komme ich aber später noch zu sprechen.

Meine Schwester Luisa, Kronprinzessin von Sachsen, zur Zeit der Flucht

Vater besass in Lindau am Bodensee eine Villa, wo die Familie den Sommer verbrachte. Vater hatte einige Segelboote und segelte selbst leidenschaftlich – übrigens waren sie alle von der Treichlerschen Werft in Zürich gebaut worden. Für mich als angehenden Seemann war es eine wahre Lust, am Bodensee, der übrigens ein tückisches Wasser ist, meine Geschicklichkeit zu erproben. Es wurden oft Familienausflüge gemacht, und diese gingen meist nach Zürich und Luzern, denn am Bürgenstock wohnte Vaters ältere Schwester mit ihrer Familie. Das war für uns Kinder immer ein Fest, denn auch in den Ferien hiess es fleissig lernen.

Unser lieber Kaiser Franz

Um sich aber richtig vorstellen zu können, welche Erleichterung ein Aufenthalt in einem demokratischen Lande für uns bedeutete, muss man wissen, wie wir aufwuchsen.

Wie in den meisten königlichen Familien jener Zeit war unser Familienkreis auf allen Seiten durch so strenge Formalitäten eingeengt, dass wir uns sogar als kleine Kinder unserm Vater nur indirekt nähern durften. Wir durften ihn nur selten um eine Gefälligkeit bitten, ausser durch seinen Sekretär.

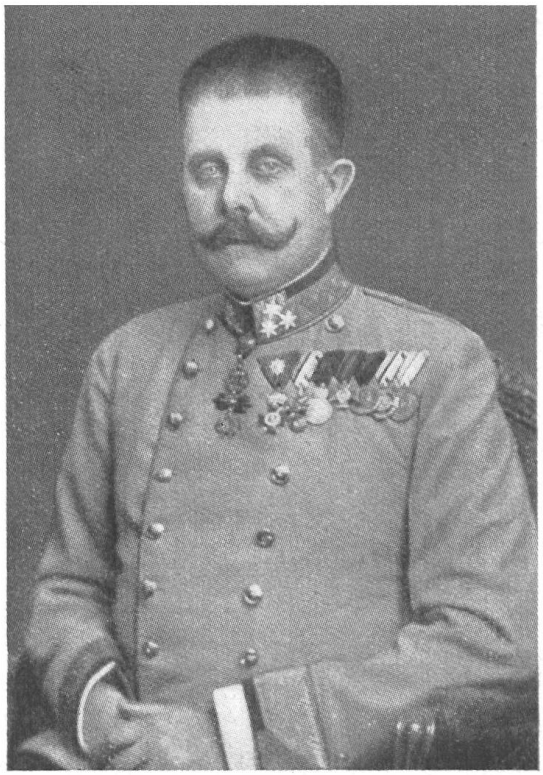
Noch bevor ich meine ersten Hosen trug, war ich wahrscheinlich schon etwas demokratisch infiziert. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist die Sehnsucht, die ich empfand, wenn ich von den Fenstern unseres düstern festungsähnlichen Schlosses die Gassenkinder von Salzburg wild umherrennen sah, ohne dass sie ununterbrochen jemand ermahnte, sich anständig aufzuführen. Von meinem sechsten Lebensjahr an lag das Zeremoniell, mit dem unsere Familie umgeben war, wie ein Albdruck auf mir.

Alle die vielen kaiserlichen und königlichen Verwandten, welche im Sommer in unser Schloss auf Besuch kamen, von der Kaiserin-Mutter Maria Anna, Witwe des Kaisers Ferdinand, und Kaiserin Karolina Augusta, Witwe von Franz I., bis zu dem unglücklichen Don Pedro, Kaiser von Brasilien und seiner Frau, flössten uns Kindern immer irgendwie Furcht ein.

Vor allem lag der Schatten des Kaisers Franz Josef schwer auf meiner Kindheit. Ich hielt ihn dazumal für mächtiger als selbst den lieben Gott. Ich glaubte, seine Macht über mein persönliches Schicksal sei grenzenlos, und ich würde nicht erstaunt gewesen sein, hätte mir mein lieber, guter Vater mit Bedauern gesagt, der Kaiser wünsche, dass er meinen kleinen Kopf abhaue. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass wir Kinder erzogen wurden, zum Kaiser wie zu einem Gott aufzublicken. Aber es war kein Gott der Liebe. Stellen Sie sich einen Feldwebel vor, der in einem Saale Soldaten drillt, und Sie haben eine ziemlich gute Idee von Franz Josef, wie er war, wenn er hinter den verschlossenen Türen seiner privaten Gemächer in Schönbrunn eines seiner königlichen Schäflein, das seinen Zorn erregt hatte, zur Rechenschaft zog.

Sein Aussehen täuschte. Geschmückt mit einem altmodischen Backenbart, auf den er sehr stolz war, hatte der rundliche Mann das Aussehen eines Sankt Nikolaus, und als solchen ihn zu betrachten, wurden auch seine Untertanen gelehrt. Dass aber dieser Santa Klaus sich sehr leicht in einen Böhlimann verwandeln konnte, beweist meine erste Begegnung mit ihm, als er 1875 meinen Vater in Salzburg besuchte.

Ich war kaum sieben Jahre alt, als ich das erstemal in seine kaiserliche Gegenwart geführt wurde. Ich war gemäss meiner Erziehung bereit, ihm allen Respekt und alle Verehrung entgegenzubringen. Aber ich fiel aus allen Wolken. Des Kaisers Begrüssung war eine Art Grunzen, und indem er meinen kleinen



Mein Gegenspieler, der bei Serajewo ermordete Thronfolger Franz Ferdinand

Körper zwischen seine Beine nahm, begann er, meine Arme brutal auf und ab zu bewegen, um meine kindlichen Muskeln auszuprobieren. Dann, indem er mich in die Mitte des Saales schleuderte, schrie er: « Achtung steht, bewege kein Glied und keine Augenwimper, oder du erhältst drei Tage Gefängnis ! »

Dann befahl er mir, zu marschieren, indem er kommandierte: « Eins, zwei, eins, zwei ! » und mit dem Fusse stampfte. Starr vor Schrecken, folgte ich diesen Kommandos, bis sich mein Vater meiner erbarmte und mich wegführte. Meine gute Amme Tata durfte diese Nacht nicht von meinem Bett; ich hatte zuviel Angst, um schlafen zu können.

Wenn ich mich heute an dieses merkwürdige Erlebnis erinnere, frage ich mich, ob der Kaiser mit seiner brutalen Behandlung eines kleinen Kindes einen Scherz machen wollte. Ich komme aber eher zum Resultat, dass dies nicht der

Fall war. Ich glaube, sein Ziel war immer vielmehr, seinen männlichen Verwandten Furcht statt Liebe einzuprägen, und in dieser Richtung versuchte er, mich, seinen kleinen Gefolgsmann, schon möglichst früh zu beeinflussen.

Eine Reise in die Schweiz vor 55 Jahren

Doch nun zu meinen Schweizer Erlebnissen.

1879 waren wir das erstemal in Lindau, und Vater ordnete an, dass ich mit meinem Erzieher eine dreiwöchige Instruktionsreise in die Schweiz machen solle, um die Naturschönheiten kennen zu lernen. Er hatte in den 60er Jahren eine ausgiebige Sommerwanderung, alles zu Fuss, in der Schweiz unternommen und daraufhin die Reiseroute festgelegt. Hinter dem Bücherregal in seinem Schreibzimmerchen stand ein glatter Bergstock, worauf in einer Spirale eingebrannt war: Rigi, Furka, Gemmi, Riffelalp und noch vieles anderes, für uns Kinder ein Zauberstock, den wir nicht berühren durften. Mitunter, wenn Vater guter Laune war, erzählte er von dieser Wanderung, wie herrlich es damals gewesen sei, ohne Bahnen und ohne Komfort, wie man sich erst plagen musste, ehe man eine der unvergleichlichen Fernsichten geniessen konnte.

Mein Erzieher war ein typischer Altösterreicher, Offizier, Freiherr, der den Kaiser als das höchste Wesen, gleich hinter Gott, verehrte, und für den es nichts Herrlicheres gab als Österreich und die österreichische Armee. Ich muss ihn aber auch vorstellen: Albin Reichsfreiherr zu Teuffenbach, Tiefenbach und Maassweg, (damals) k. k. Oberstleutnant im Adjutantenkorps Seiner Kaiserlichen und Königlich-Apostolischen Majestät, Erzieher der Söhne Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Grossherzogs von Toscana... genügt das? – Eine Republik war ein Abscheu in seinen Augen: er war Historiker, natürlich ausschliesslich schwarz-gelber. Gleich nach den Preussen, die Österreich Anno 66 eine tiefe Wunde geschlagen hatten, kamen die Schweizer, die habsburgische Lande im Besitz hatten und den habsburgischen Graal, die Habsburg, den neugierigen Augen zahlender Touristen preisgaben, statt sie mit den vor 600 Jahren geraubten Ländern dem Kaiser zu Füssen zu legen.

Kurz vor dieser Reise musste ich alle Habsburger Legenden und passende Teile aus Wilhelm Tell memorieren, um an Ort und Stelle in gebührende weihevolle Andacht zu versinken. In den Plan der streng katholischen Erziehung gehörte, obwohl ich noch nicht bei der ad usum delphini frisierten Reformation angelangt war, dass Luther, Zwingli und Calvin als arge Ketzer hingestellt wurden, quasi Sendboten des leibhaftigen Gottseibeiuns, und jeder Andersgläubige mindestens ein kleiner Teufel sei. Ich glaubte das alles, denn ich war zehn Jahre alt und erwartete mit Schauern, dass, wenn ein Schweizer den Hut lüftete, Hörnchen zum Vorschein kommen müssten.

Beim Abschied gab mir Vater vier glänzend neue «Föüfliver», mit dem Auftrag, für Mutter und Geschwister ein Andenken zu kaufen. Schade um die herrlichen Silberlinge, dachte ich, aber Vaters Wunsch war Befehl. Ich nahm mir aber vor, das schönste ihm mitzubringen. Aber schon am Dampfer nach Romanshorn nahm mir Teuffenbach meinen Schatz ab, ich könnte ihn verlieren: er war wohl nie ein Junge gewesen, dachte ich. Er würde bestimmen, was zu kaufen sei. Das nahm mir alle Freude. Von Zürich sah ich bloss den Utliberg, den wir sofort bestiegen, und am nächsten Tage ging es über Zug, Arth-Goldau auf den Rigi. Sogleich wurde ich ins Bett gepackt. Niemals später hat mir ein Sonnenaufgang so einen Eindruck gemacht, wie der erste am Rigi. Wohl wegen der aussergewöhnlichen Begleitumstände. Aus dem Schlafe gerissen durch das Gebrüll der Kuhhörner: rasch in die Kleider, ungewaschen, ungefrühstückt, und nun im Dämmerlicht mitten unter

grotesk vermummten Gestalten auf die Anhöhe! Mit Herzklopfen starrte ich auf das Wunder: die Geburt des Tages. Nachher sollte ich wieder ins Bett; da aber viele Kinder im Sonnenschein vor dem Hotel spielten, liess mich Teuffenbach los. Wir tummelten uns herum, und da keiner den andern verstand, hatten wir eine Zeichensprache improvisiert und unterhielten uns glänzend, allerdings zum Nachteil unserer Kleider. Nur zu bald erschienen die « Grossen »; da hiess es Schelte einstecken. Wir fuhren nach Vitznau. Mich fesselte nur der aufrechtstehende Kessel der Lokomotive; schön war bloss die Aussicht, nicht auf die Gegend, sondern auf ein weiteres Frühstück auf dem Dampfer. Von Flüelen fuhren wir per Wagen nach Altdorf. Es regnete; aber das hielt Teuffenbach nicht ab, mich am Marktplatz eine Stunde über mein Wissen von Gesslers Peripetie zu prüfen, wobei ich im stillen Wilhelm Tell, Schiller und Teuffenbach verwünschte.

In Luzern wurde, wie überall auf dieser Reise, zu allererst die katholische Kirche besucht und, wenn gerade kein Gottesdienst war, längere Zeit in Andacht verbracht. An den Löwen und die Kapellenbrücke erinnere ich mich noch. Wir fuhren aber gleich weiter bis Alpnachstad und dann per Wagen auf den Brünig, wo wir spät nachts ankamen. Dort kaufte ich, von Teuffenbach abfällig kritisiert, ein holzgeschnitztes Männchen als Zigarrenbehälter für Vater. Dieses stand dann im Rauchzimmer, und Vater unterliess es nie, es Gästen zu zeigen: das hat mir Leopold vom Brünig mitgebracht. Bis nach Thun ist meine Erinnerung blank. Da aber gab es eine schöne Erinnerung: wir hatten den Anschluss nach Bern versäumt. Teuffenbach war wütend. Plötzlich gab es einen heftigen Disput mit dem Bahnhofvorsteher, das heisst, Teuffenbach tobte, der Vorsteher aber blieb ganz gelassen und wiederholte bloss: warum ist der Herr in Interlaken nicht früher aufgestanden? Ich tanzte um beide herum, was Teuffenbach noch wilder machte, so dass er kaum noch Atem hatte. Vom Bärengraben in Bern musste er mich mit Gewalt wegschleppen.

In Schinznach wurde ich erst auf den Besuch der Habsburg gebührend vorbereitet, da ich aber unaufmerksam war, musste ich zur Strafe eine halbe Stunde an einem Kastanienbaum stehen, indes er die Zeitung las. Endlich stiegen wir den rauhen Pfad zur Stammburg unseres Geschlechts empor. Ich konnte keinerlei Gefühl für die alten Mauern aufbringen, indes Teuffenbach bloss lispelte aus lauter Ehrfurcht. Auf der Fahrt nach Zürich musste ich ihm Rede stehen über alles, was ich von Rudolf von Habsburg wusste. Ich hatte mich in das Fremdenbuch einzutragen gehabt und kalligraphierte mein « Leopold ». Teuffenbach schrieb eine Weile. Ich nehme an, dass er zur Wahrung des Inkognitos bloss den wichtigsten Teil seiner Titel für die Nachwelt verewigt hat.

. . . da git's nüd vo Kumplimänte . . .

In den 80er und 90er Jahren nahm mich Vater öfter nach Zürich mit, deponierte mich in der Konditorei Sprüngli am Paradeplatz, und holte mich nach einer langen Weile ab. Das war herrlich! Ohne Erzieher und – excusez! – fressen dürfen, was man wollte!

Wohl habe ich mich mitunter gewundert, dass die Schweizer keinerlei Umstände mit uns machten, es hiess: Büebeli hin und Büebeli her: wir waren erstaunt, dass niemand unsere hohe Abkunft kannte; wir hatten ja immerzu im Weihrauchdampf der Servilität gelebt! Es war allerdings eine Abwechslung, die uns aber jedesmal aufzucken liess.

Nachdem ich grossjährig geworden war, brauchte ich eine besondere, mündliche Erlaubnis des Kaisers, um nach dem Ausland zu reisen – doch hiervon später. Bei diesen verschiedenen Reisen in die Schweiz habe ich die Schweizer wegen ihrer vollkommenen Gleichgültigkeit uns

gegenüber bewundert und gemeint, es gehöre ein besonderer Mut dazu, dass sie z. B. meinen Vater, der am Ufer des Bodensees und in Zürich sehr gut bekannt war, immer bloss als « Herr Grossherzog » ansprachen, ihm auch mitunter auf die Schulter klopften, was ja in dem Milieu des Byzantinismus, in dem wir aufgewachsen waren, ein Kapitalverbrechen gewesen wäre. Immerhin aber erwachte in uns Knirpsen manchmal der Hochmut, und wir waren empört, wenn uns ein Schaffner beiseiteschob oder uns keine Antwort gab, wenn wir etwas Überflüssiges fragten. Aber im allgemeinen war es doch schön, nun selber des Zwanges der Courtoisie ledig zu sein, und man hatte das wohltuende Gefühl, als ob man einen zu warm gewordenen Überzieher weggeworfen hätte. Wir lernten hier etwas ganz Neues : dass wir auch bloss Menschen seien, die sich in das Getriebe der demokratischen Maschine fügen mussten, um nicht unsanft von einem Treibriemen erfasst und beiseite geschleudert zu werden. Alles dieses ging langsam in mir auf. Abgesehen von dem vielen Neuen und Schönen, das man sah, und von der Erwartung, etwas zu erleben, das im krassen Gegensatz zu dem gleichmässigen Einerlei der fürstlichen Erziehung stand, waren diese Ausflüge zu einer Quelle des Nachdenkens geworden. Nun konnte man Vergleiche ziehen, und man kam darauf, dass das an sich allerdings sehr bequeme Leben in einer in Untertänigkeit ersterbenden, und zu allem ja sagenden Umgebung doch nicht das richtige war.

Vater liebte Vergleiche und prägte uns allerlei Lebensweisheit auf diesem Weg ein. So sagte er, auf einen kleinen Strassenjungen zeigend : « Wenn der Junge da und du beide nackt seid, was unterscheidet dich von ihm? » Verblüfft musste man antworten : « Gar nichts. »

« Vergiss nicht, dass du zuerst Mensch bist, und nur durch eine besondere Gnade Gottes später einmal auf eine höhere Stufe kommen wirst als er. Dieser Bevorzugung sollst du dich würdig erweisen, indem du deinen Mitmenschen achten und ihm helfen sollst, gleichgültig wer es sei : Denn du kannst nie wissen, ob du deinen Menschenbruder nicht einmal nötig haben wirst ! »

Dem standen aber wieder fallweise Äusserungen unserer Verwandten entgegen – Kinder schnappen ja allerlei auf –, die sich abfällig über die Respektlosigkeit der Schweizer äusserten, es seien diese minderwertige Menschen : « Zu ungebildet, um nur ein Wort an sie zu verlieren. » – Ich spreche hier im allgemeinen von uns Geschwistern, muss aber bemerken, dass meine aufgeweckte und kritisch veranlagte Schwester Luisa, ebenso wie ich, Vaters Ermahnungen ernst nahm. Wir beide freuten uns immer lebhaft, wenn wir, soweit es wohlbehüteten Kindern überhaupt möglich war, entwischen konnten, und, getarnt durch unser Inkognito, uns im Strome persönlicher Freiheit treiben lassen konnten, wie es uns fast immer in Luzern glückte. Wir bemühten uns, etwas Schwyzerdütsch zu verstehen : Es war hart; aber sobald wir ein paar Brocken aufgeschnappt hatten, sprachen wir damit einen Beliebigen an, und waren erstaunt, wenn er in ein schallendes Gelächter ausbrach – weiss Gott, was wir gesagt hatten ! Gut zu Kindern waren die Schweizer; denn wenn wir uns nicht zurechtfanden, so nahmen sie einen bei der Hand und führten einen dahin, wo wir uns nicht mehr verlaufen konnten.

Touristen und Eingeborne

Wir hatten gelernt, und es war uns immer wieder nachdrücklich vor Augen gehalten worden, dass die Monarchie die einzig richtige und das Glück der Völker bedingende Staatsform sei, der jeweilige Herrscher aber der Inbegriff menschlicher Tugenden. Eine Republik sei ein irregeleiteter Menschenhaufe, und es sei anzustreben, diese Völker auch mit einem Monarchen von Gottes Gnaden zu beglücken. Es zielte dies vor allem auf Frankreich, auf das unsere

bourbonischen Verwandten böse waren, dass dort der legitime König noch immer nicht herrsche. Sie verachteten die Orléans und die Napoleoniden als Usurpatoren, um so mehr auch den Präsidenten. Damit war der Übergang zur Schweiz geschaffen, die aber als hoffnungslos aufgegeben wurde; nie würde da ein König herrschen !

Trotz dieser Animosität gegen republikanische Institutionen lebten sie gern da und fühlten sich wohl, aus dem merkwürdigen Gegensatz heraus, dass man hier mit seinesgleichen in punkto Courtoisie laxer sein könne, und wenn ein besonders Genauer in Sachen der Etikette darüber pikiert war, so sagten sie ihm, sie müssten sich den Gebräuchen des Landes anpassen. Trotz aller, meist schon verhärteter Tünche der Unnatur, brach in der Atmosphäre persönlicher Freiheit doch manchmal der nackte Mensch durch, um sich jedoch sofort, beschämt ob solcher Abirrung, rasch wieder in sein Schneckenhäuschen, geklittert aus althergebrachten Voreingenommenheiten, zurückzuziehen und über die Demokratie weidlich zu schimpfen. In Österreich, also am Hof und in feudalen Kreisen, war man sich darüber einig, dass es sich gehöre, im Winter nach St. Moritz zu gehen oder nach Lugano, um zu zeigen, dass man wisse, was man sich schuldig sei : Exklusiv zu leben. Mit den Schweizern kamen ja diese « Herrschaften » nie in Berührung, denn sie fanden sich in den führenden Hotels zu Kliquen zusammen, und waren da unter sich; sie betrachteten die Schweizer als quantité négligeable, etwa wie die Fellachen in Ägypten. Dass aber Schweizer Unternehmungsgeist und Schweizer Tüchtigkeit ihnen praktische Zufahrtsstrassen und bequeme Hotels geschaffen und herrliche Ausblicke auf unberührte Natur erschlossen hatten, nahmen sie als ganz selbstverständlich hin. Wohl gab es unter ihnen – rari nantes in gurgite vasto – solche, die dankbar anerkannten, dass die Schweiz ein Asyl für Kranke, Bedürftige und auch Lebensfrohe geschaffen hatte, wo jeder nach seiner Fasson selig werden konnte, und das Entgegenkommen und die Freundlichkeit der Schweizer rühmten. Diese Wenigen gingen dem affektierten Strom der Vergnügungsuchenden aus dem Wege. Sie fanden Frohsinn und Erholung in stillen Tälern, weit weg von ihren Standesgenossen. – Kaiserin Elisabeth, ideal veranlagt, schwärmerisch und mimosenhaft empfindlich, liebte die Schweiz, insbesondere die Gestade des Genfersees. Sie war mir besonders wohlgesinnt, weil sie wusste, dass ich mich in ihre geistige Einsamkeit und Unverstandenheit einfühlen konnte. Zur Zeit meiner Dienstleistung bei der Marine kam ich mit der ruhelosen Wanderin vielfach zusammen; immer wieder erzählte sie mir, wie gern sie die Schweiz besuche, wie nett und einfach die Bevölkerung ihr gegenüber sei. Sie war eine ausdauernde Fussgängerin, liess oft ihre Begleitung im Hotel zurück, um weite Spaziergänge zu machen, da und dort mal ein Glas Milch zu trinken und sich mit den Leuten zu unterhalten, die ja meist nicht wussten, wer die stille, stets schwarz gekleidete Frau mit der sanften Sprache und den kummervollen Augen sei.

Ich erinnere mich noch sehr deutlich, wie bitter sie, als ich als ihr Gast im Achilleion, ihrer Villa auf Korfu, weilen durfte, zu mir ausrief: « Ich bin im Rang eine der ersten Frauen von Europa. Die ganze Welt denkt, ich hätte nur meinen kleinen Finger zu heben und mein leisester Wunsch würde ausgeführt. Aber in Wahrheit konnte ich, seit ich Kaiserin von Österreich wurde, kaum ein einziges Ding tun, das ich wünschte. Sogar meine Kinder wurden mir von meiner Schwiegermutter weggenommen, kaum nach der Geburt, um so erzogen zu werden, wie sie es für richtig fand. Und obschon ich ewig von einer Schar Höflinge umgeben bin, habe ich nie einen richtigen Freund gehabt. »

Franz Josef liebte das stete Umherreisen seiner Frau nicht; es werden aber

wohl Gründe vorhanden gewesen sein, die ihn zwangen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Bei einem Familiendiner sagte er einmal zu Vater: « Die Kaiserin (selbst im engsten Familienkreis nannte er sie nie anders, wohl um die Distanz zwischen ihm und der Familie zu unterstreichen) ist schon wieder in Territet. » Vater meinte, das sei einer der schönsten Orte und lobte das milde Klima. Der Kaiser fuhr auf: « Wärmer und schöner ist es in Abbazia, das ist wenigstens in Österreich! »

Vater meinte, dass gerade die absolute persönliche Freiheit in der Schweiz auf das Gemüt ausgleichend wirke.

Franz Josef aber unterbrach ihn: « Du hältst ihr immer die Stange, du heimlicher Demokrat, der von Lindau immerzu in die Schweiz fährt statt nach Tirol! »

Vater bemerkte, dass er die Schweiz besser kenne als Österreich, er sei bloss ein Mensch wie alle, mit Fehlern und Vorzügen, und da täte ein seelisches Bad in freier Natur gut; unsereins könne das nur in der Schweiz haben.

Der Kaiser lachte: « Bade du, wo du willst, ich bade am liebsten zu Hause! »

Immer öfter ist mir der Gedanke, solche Leib und Seele reinigende Bäder zu nehmen, vorgeschwebt; so oft sich hierzu Gelegenheit ergeben würde, wollte ich mich wenigstens für kurze Zeit von den anhaftenden Schlacken befreien, denn die seelischen wiegen schwerer als die körperlichen.

Allerhöchste Bureaukratie

Nach den militärischen Vorschriften standen mir in zwei Jahren 56 Tage Urlaub zu, die ich auch in Raten – nach Massgabe des allerhöchsten Dienstes – beziehen konnte. Infolge meiner sozialen Stellung hatte ich zu den Osterzeremonien, bei Hochzeiten oder Todesfällen in der Familie nach Wien zu kommen, und diese zeremoniellen Reisen zählten nicht auf den Urlaub. Meist ging ich nach den Manövern im September drei Wochen auf Urlaub und im Frühjahr eine Woche nach Dresden zu meiner Schwester Luisa. Ein Urlaub ins Ausland war mit allerlei umständlichem Bureaukratismus verbunden, wie ihn vor dem Kriege keine Behörde so exakt zu behandeln verstand wie die militärische. 65 Tage vor dem beabsichtigten Antritt hatte man an das Kriegsministerium das Gesuch zu richten, das dann den Leidensweg der Instanzen hin und zurücklief; dann kamen die Abmeldungen, und da die Rapportstunden alle zu gleicher Zeit lagen, brauchte ich z. B. in der Festung Przemysl im besten Falle 3 Tage. Bei mir aber hiess es, noch an die Militärkanzlei des Kaisers die genaue Reiseroute einzusenden, die dann an die Behörden des Auslandes im diplomatischen Wege geschickt wurde, damit ich geschützt sei, gleichzeitig aber diese wissen sollten, dass sich unter dem mit Pass Nr. X reisenden Herrn Leopold Wölfling (diesen Inkognitonamen trug ich schon seit meinem 15. Jahre, darum nahm ich ihn auch als meinen bürgerlichen an) der Erzherzog Leopold Ferdinand befinde. Ich wurde dann vom Generaladjutanten des Kaisers gebeten, den Tag meiner Durchreise durch Wien anzugeben, da mich « Seine Majestät noch zu sprechen wünsche ». – Ultima lex regis voluntas, so heisst es doch? Denn der Kaiser konnte meine Reise ratifizieren oder annullieren, wie es ihm beliebte, nur er, und kein Gericht in Österreich hatte das jus gladii et agratiandi über ein Mitglied der Habsburger Familie. Das nebenbei.

War also alles in Ordnung, so fuhr ich nach Wien und wurde auch prompt vom Kaiser empfangen; meist richtete ich es so ein, abends anzukommen und ging des Morgens 4½ Uhr, ausgeschlafen – denn man musste am Posten sein – in die Appartements des Kaisers und liess mich durch den diensthabenden Flügeladjutanten anmelden. Eines hartnäckigen Magenkatarrhs wegen sollte ich eine Kur in Vulpera machen. Ich möchte meinen Lesern eine solche Audienz in Dialog-

form vorführen, muss aber vorausschikken, dass Franz Josef immer um 4 Uhr aufstand. Ihn nach dem Frühstück, bei der Morgenzigarre, noch ohne Ärger und Sorgen, zu sprechen, war weise und vorteilhaft, weil er da noch Mensch und noch nicht ganz und ausschliesslich Kaiser war. Natürlich erschien man in Paradeuniform. Also der Flügeladjutant kommt zurück : « Seine Majestät lassen bitten ! » Ich gehe durch den Vorsaal, klopfe an der Tür : « Herrrein ! » erklingt es von drinnen, laut, gutgelaunt. Ich trete ein, bleibe an der Türe stehen, mache meine militärische Verbeugung und melde : « Euere Majestät haben mich befohlen. »

ER (reicht mir die Hand, drückt sie ein ganz klein wenig) : « Du kannst kommod stehen. Guten Morgen ! Was willst du? »

Ich : « Euere Majestät, ich bitte gehorsamst um Urlaub nach der Schweiz ... »

ER : « Ich weiss ! (wendet sich zum Stehpult, nimmt ein paar Blätter zur Hand, setzt den Zwicker ganz vorn auf die Nase.) Du willst in Vulpera eine Kur machen? Ja, ja, da steht es. Nun gut, aber warum gehst du nicht nach Karlsbad? »

Ich : « Euere Majestät, der Arzt hat mir Vulpera angeraten; überdies möchte ich nach beendeter Kur Innaufwärts über Maloja zum Comersee, denn das Engadin kenne ich nicht, und Vater spricht immer noch von seinen Wanderungen in den 60er Jahren ... »

ER :« Nando ! (So hiess Vater in der Familie.) Wie geht es ihm? »

Ich : « Danke, gut, Euere Majestät. »

ER: « Nando könnte dich doch in Schlakkenwerth unterbringen (Besitzung Vaters bei Karlsbad), und du hast es da bequem, mit dem Wagen zur Kur nach Karlsbad zu fahren. Warum so weit wegfahren ? Hier ist es doch viel schöner, und du brauchst dich nicht hinter dem Namen Wölfling zu verstecken und allerlei Ungemach erleiden. Und bedenke, was das kostet ! »

Ich : « Ich bitte Euere Majestät zu gestatten, dass ich nach Vulpera fahre. »

ER : « Nur nicht so ungeduldig ! Hast du Urlaub von deinem Korpskommandanten? »

Ich : « Jawohl, Euere Majestät. »

ER: « Ich habe ja nichts dagegen, dass du eine Reise machst; aber sage doch selber : Gibt es schönere Gegenden als in Österreich? Gewiss gibt es anderswo auch ähnliche Naturschönheiten, wie das Jagdrevier Nandos in Salzburg, das du doch so gut kennst. Was sagst du dazu, als Nachkur von Karlsbad bei deinem Vater einen guten Hirsch zu schiessen? »

Ich : « Euere Majestät, ich bitte herzlichst, lassen Sie mich nach der Schweiz fahren, ich ... »

ER :« O du hartköpfiger Toscaner ! Ganz wie sein Vater; der ist auch nicht abzubringen, wenn er sich etwas in seinen Kopf gesetzt hat ! Weiss Nando von deiner Reise? »

Ich : « Jawohl, Euere Majestät, Vater hat mir dringend geraten, an das Wohlwollen zu appellieren, das Euere Majestät Vater entgegenbringen ... »

ER (lacht) : « Noch schöner, ein Komplott von Vater und Sohn gegen mich! Höre zu : Nandos wegen will ich einmal die Augen zumachen. Aber eines weiss ich, wenn du zurückkommst, so wirst du mir eingestehen, dass du enttäuscht gewesen bist ! Also bewilligt ! Und nun : Gott befohlen, erhole dich, damit du wieder Dienst machen kannst, grüsse Nando ! So, jetzt kannst du gehen ! »

Ich : « Gehorsamsten Dank, Euere Majestät. » (ab)

Der Flügeladjutant beglückwünscht mich zur Reise. Ich bin darob erstaunt; aber er sagt mir, respektvoll und zugleich vertraulich : Seine Majestät sagte mir gestern abend, Leopold kommt morgen; schicken Sie mir ihn gleich herein, damit er nicht zu lang im Ungewissen ist. Aber trotzdem gefiel es ihm, noch ein wenig Katze und Maus zu spielen; der

Kaiser wollte sich eine Bitte abringen lassen, und wer weiss, wenn ich Vater nicht ins Treffen geführt hätte, ob er mich nicht noch einen Tag hätte zappeln lassen. Übrigens hatte ich Vaters diesbezüglichen Brief in der Tasche.

Nach meiner Rückkehr, als ich mich wieder bei ihm meldete, war die erste Frage: « Nun bist du hoffentlich enttäuscht? »

Das Werden eines Demokraten

Nun aber heisst es, die Frage zu beantworten, warum ich mich gerade in der Schweiz einbürgerte; welche Frage eine weitere Frage involviert: wieso ich dazu gekommen bin, das Kaiserhaus, die Familie, die gewohnten Verhältnisse, Ansehen, Bequemlichkeit und Wohlleben zu verlassen, um wissentlich die vorauszusehenden Ärgernisse und endlosen Verhandlungen mir aufzubürden; denn ich war ja eine Art Topfpflanze, die nun ins Freie versetzt werden sollte, ungewiss, ob sie da Wurzeln fassen und gedeihen oder eingehen würde. Zu diesem Zwecke muss ich meine geneigten Leser bitten, mit mir in die Vergangenheit zurückzublicken. Grossvater und auch Vater hatten in Toscana demokratische Ideen in sich aufgenommen und waren ihren Zeit- und Standesgenossen an menschlicher Aufklärung weit voraus. Beide waren bescheidene, hochgebildete und liebenswürdige Philosophen, Vater dazu Stoiker: sie sahen neben den Brillen der Regenten vorbei und beobachteten die Entwicklung der Menschen der Zeit von 1848 und 1859.

So setzte es Vater durch, dass ich als sein Ältester die Marineakademie in Fiume besuchen sollte und dort, also innerhalb derselben, genau so behandelt werden sollte, wie jeder andere Zögling, also automatisch Menschenkenntnis zu erwerben hatte, die auf anderm Wege schwer zu erringen war. Meine Vettern wurden mit 18 Jahren Leutnants. Ich dagegen verliess die Akademie nach vierjährigem Studium, regelrecht assentiert, als Seekadett II. Klasse und wurde nach 2½jähriger Einschiffung auf Grund der Offiziersprüfung Schiffsfähnrich. Es hat dies einen harten Kampf mit dem Kaiser gekostet, der allen Neuerungen und besonders Experimenten abhold war. Aber Vaters Hartnäckigkeit hatte schliesslich doch gesiegt.

Franz Josef hatte den Instinkt eines Fuchses. Meiner Ansicht nach entdeckte er meine demokratischen Tendenzen lang vor meinen Eltern, und er gab sich Mühe, sie von Anfang an zu unterdrücken, und so stellte er sich dem Wunsch meines Vaters, ich sollte mit 15 in die Österreichische Marine, entgegen. Der Kaiser war stolz auf die Armee, aber er hatte eine ausgesprochene Verachtung für die Flotte, die er als eine unsympathische demokratische Einrichtung betrachtete, hauptsächlich zusammengesetzt aus prosperierenden Söhnen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wie er die Hofbourgeoisie benannte. « Gute Leute in ihrer Art, aber als Gespielen, als Kameraden für einen Burschen von königlichem Blut total ungeeignet », sagte er meinem Vater beim Anhören dieses Zukunftsplanes. Und dann gab seine Majestät einen königlichen Aphorismus zum Besten, an den ich mich immer erinnerte. « Du musst verstehen », sagte er, « dass unsere Haltung in bezug auf die Erziehung unserer Familie genau entgegengesetzt derjenigen der andern Leute ist. Jeder vernünftige Bürger gibt acht, dass seine Söhne nicht über ihren Stand erzogen werden; aber wir Könige haben vor allem darauf zu sehen, dass unsere Söhne nicht unter ihrem Stand erzogen werden.»

Nach mehreren Wochen gab der Kaiser seine Einwilligung, aber unter einer Bedingung. Damit alle andern jugendlichen Seekadetten sich meines hohen Ranges immer bewusst seien und mit mir nie auf gleicher Stufe verkehrten, so verlieh mir seine Majestät als Thronfolger des Grossherzogtums Toscana die hohe Dekoration des goldenen Vlieses. Er legte mir ans Herz, diese immer zu tragen, bei der Arbeit und beim Spiel.

Ich dachte für mich: Im schlimmsten Falle kann ich das widrige Ding ins Meer werfen.

Mein Gegenspieler

Auf meinen Seereisen sah ich viel von den Schönheiten der Welt. So wurde ich zum Beispiel in Japan, wo ich eine Woche Urlaub hatte, in Tokio mit orientalischem Pomp und orientalischer Zeremonie als Gast des Mikado empfangen. Vor allem aber sah ich nun vom 15ten Jahre an die Menschen, wie sie wirklich waren, und machte alle Phasen durch, die einen Knaben zum Jüngling reifen lassen. Als Seekadett immer in nahem Kontakt mit der Mannschaft, sozusagen ein Zwitterding zwischen dieser und dem Offizierskorps, haben sich mir frühzeitig menschliche Schwächen und die Nöte der bedrückten Kreatur geoffenbart. Es haben sich mir die Letzten der Letzten an Bord, die dalmatinischen Matrosen, vielleicht instinktiv, anvertraut, weil sie fühlten, dass ich sie verstand; es hat sich in mir dadurch der Trieb entwickelt, denen zu helfen und beizustehen, die niemanden hatten. Freilich führte das zu Kollisionen mit meinen Vorgesetzten, vorerst nur gelegentlich, wenn ich als Anwalt ungerecht Bestrafter für sie eintrat. Nach und nach sickerte diese humanitäre Tendenz nach oben durch; in meinem Vetter Franz Ferdinand erwuchs mir ein erbitterter Gegner, denn dieser war ein harter und ungeheuer von sich eingenommener Despot. Der gegenseitige Hass zwischen Franz Ferdinand und mir datiert von den frühesten Jahren. Er fand aber neue Nahrung, als ich ihn als Adjutant auf einer Seereise in den fernen Osten begleiten musste.

Um meinen Vetter zu charakterisieren will ich eine Anekdote erzählen, welche er besonders oft zum besten gab: «Habe ich Euch schon erzählt, wie einmal Kaiser Franz Josef meine Ohren boxte ?», pflegte er zu beginnen, und was dann kam, war eine besonders widerliche Szene folgenden Inhalts: Er und seine Kumpanen beschlossen eine nächtliche Ausschweifung mit einem frühen Morgenritt. Da begegnete ihnen ein kleiner Leichenzug. Auch der dämpfte die gute Laune keineswegs. Franz Ferdinand befahl, den Leichenzug anzuhalten, und indem er den Sarg in die Mitte der Strasse placierte, sprangen er und die Offiziere mit ihren Pferden über den Sarg, um ihr Reittalent zu beweisen. Wenige Stunden später wurde dem Kaiser dieser unglaubliche Akt der Brutalität zu Ohren getragen, und er war sehr erzürnt darüber, zum Erstaunen von Franz Ferdinand.

« Seine Majestät war ganz unfähig, zu verstehen, dass ein jugendlicher Streich dieser Art doch etwas ganz Harmloses ist », pflegte er am Schlusse seiner Anekdote zu sagen. « Ich muss jetzt noch lachen, wenn ich an die Art denke, in der der dumme Alte mich kommen liess. Er befahl mir, im Zivilanzug vor ihm zu erscheinen und sagte: „Ich habe dir befohlen, in Zivil zu kommen, weil ich dich züchtigen will, und wenn ich dich in der Uniform eines Offiziers schlagen würde, würde ich die ganze Armee entehren.“ Und dann begann er feierlich, meine Ohren zu boxen. »

Jedesmal, wenn ich nun aus dem Speisesaal des Kreuzers wegschlich, wenn solche Anekdoten erzählt wurden, wurde mein kaiserlicher Vetter rasend. « Hallo, wo ist mein demokratischer Verwandter ? » fing er an zu schreien und dann, wenn ich wieder erschien : « Der Verräter am eigenen Fleisch und Blut ! Warum verkehrst du überhaupt mit unsern Offizieren, warum issest du nicht mit der Mannschaft ? »

Damit spielte er auf das, was die Familie, als ob es eine Krankheit wäre, meine demokratischen Tendenzen nannte, an. Es kam zum Bruche zwischen uns beiden, wobei ich natürlich den kürzern zog. Ich wurde strafweise zur Infanterie versetzt. Was das für einen Seemann bedeutet, der in seinem Beruf aufgeht, ist begreiflich.

Bei der Antrittsmeldung beim Oberkommandierenden der österreichischen

Armee, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, liess mich dieser hart und ungerecht an. Ich hatte zu schweigen, wie es die Disziplin erforderte; aber ich nahm mir vor, nun erst recht meine humanitären Bestrebungen auszubauen, ich hatte ja bloss den Schauplatz gewechselt. Die Folge davon war, dass ich in die Festung Przemysl versetzt wurde, eine Art neuerlicher Strafe. Es gefiel mir aber in Przemysl sehr gut, ich hatte als Stabsoffizier einen grössern Wirkungskreis, lernte nun auch jüngere Offiziere an, wie man die Disziplin aufrecht erhalten könne auf dem Wege der Erziehung anstatt durch blindes Bestrafen.

Meine erste schmerzliche Entdeckung in Przemysl war der unterdrückte Zustand der Soldaten der Garnison. Die Leute näherten sich mir, als ob sie erwarteten, jeden Moment geschlagen zu werden. Es wurde mir schmerzlich klar, dass sie sich ganz damit abgefunden hatten, von ihren Offizieren als kaum etwas anderes als Vieh und als nicht einmal so wertvoll betrachtet zu werden. Meine menschlichen und demokratischen Tendenzen stiessen aber höhern Ortes auf wenig Gegenliebe.

Als ich Oberst wurde, bekam ich kein Regiment, wie das sonst üblich war, sondern wurde wieder als Bataillonskommandant in eine kleine Garnison – Iglau –, wo nur drei Bataillone standen, versetzt. Hier gingen nun meine Vorgesetzten sozusagen mit der Hacke auf mich los; ich glaube aber nicht, dass der Kaiser hierzu den Befehl gegeben hat, es wird ihm meine Tätigkeit, entsprechend frisiert, dargestellt worden sein: als Mensch mochte er mich gut leiden, da ich einer der wenigen war, die ihm die Wahrheit sagten und sich vor ihm nicht fürchteten; aber er durfte einen Prinzen seines Hauses nicht dulden, der revolutionär wirkte.

Staatsraison und Recht auf Liebe

In diese Zeit fällt noch ein weiteres Ereignis, das den Kaiser mit Misstrauen gegen mich erfüllte.

Als ich eines Abends traurig und elend im Augarten, einem kleinen Park in der Nähe meiner Wohnung spazierte, lernte ich, auf einem Bänklein sitzend, das Mädchen kennen, das ich später heiratete. Sie war die zweite Tochter eines tschechischen Postbeamten. Johanna strahlte eine solche heimelige Einfachheit aus, wie ich nie zuvor gekannt hatte. Erzogen in den steifen Formalitäten königlicher Paläste, hatte ich mich immer nach dem einfachen Leben eines kleinen Mittelstandshaushaltes gesehnt. Jemand, welcher diesen Vorzug sein ganzes Leben hindurch genossen hat, kann das Gefühl von beinahe himmlischer Freude nicht begreifen, welches über mich kam, wenn mich meine Freundin in ihre gemütliche kleine Wohnung einlud und auf einem kleinen Tisch ein einfaches Mahl hinstellte, das sie selbst zubereitet hatte. Nie zuvor hatte ich etwas so Gutes gekostet, der arme unglückliche junge Erzherzog, der ich war. Das Schicksal hatte mich gezwungen, jede Nacht lange, komplizierte Diners zu essen mit Scharen von Lakaien hinter mir, nicht zu sprechen von den andern unangenehmen Wichtigtuern, welche königliche Persönlichkeiten zu erdulden haben. Wie wunderbar war dieser Wandel! Und wenn mich Johanna nach dem Essen bat, ihr beim Abwaschen zu helfen, kannte mein Glück keine Grenzen.

Sobald der Kaiser hörte, dass dieses Mädchen aus dem Volk und ich Freunde waren, war er sehr unangenehm berührt, aus Angst, ich könnte seine Heiratspläne durchkreuzen. Ich persönlich konnte mir kein unmoralischeres System denken, als in eine Heirat ohne Liebe gezwungen zu werden, und dazu wollte ich mich einfach nicht hergeben. Und doch war das für mich die einzige Möglichkeit. Das österreichische Gesetz erklärte jede Heirat eines Mannes mit königlichem Blut mit einer nicht ebenbürtigen Frau für illegal.

Aber auch unter Frauen von gleichem Range durfte ein Mitglied der königlichen Familie nicht frei wählen. Das

hatte ich auf bittere Weise am eigenen Leib oder vielmehr an der eigenen Seele erfahren müssen.

Mit 21 Jahren hatte ich mich nämlich in Elvira, eine Tochter von Don Carlos von Bourbon, Thronprätendent von Spanien, verliebt gehabt. Ich hatte Elvira verschiedene Male in Paris, in der Schweiz und an der Riviera getroffen, aber erst als sie bei uns in Salzburg war, während ich von der Flottenakademie Urlaub hatte, beschlossen wir, uns zu verloben. So kaufte ich mit meinem kärglichen Taschengeld zwei billige Ringe, und obschon wir sie am Tage nicht tragen durften, so gelobten wir, sie uns immer an den Finger zu stecken, bevor wir schliefen.

Später, als ich den Kaiser um seine Einwilligung für die Heirat bat, refüsierte er sie. Und jeder Erzherzog war komplett der Gnade oder Ungnade des kaiserlichen Willens ausgeliefert. Verbannung, Armut und Elend, all das brachte Franz Josef, ohne zu zögern, auf die Mitglieder seiner königlichen Familie, welche seinen Heiratsplänen widersprachen. Hätte ich gegen seinen Willen geheiratet, so würde er mich ohne Skrupel für Lebenszeit auf ein entferntes Schloss verbannt haben. So hatte er bereits mehr als einen meiner königlichen Verwandten bestraft.

Um mir zu bestätigen, dass dieses System der königlichen Zwangsheiraten unmoralisch war, brauchte ich mir nur das unglückliche Eheleben der meisten königlichen Paare in Österreich vor Augen zu führen. Der Kaiser selbst, und beinahe jeder Erzherzog, hatte neben seiner Frau eine Maitresse, und nicht selten begann die Untreue der Gatten sofort nach den Flitterwochen. Und das Resultat war, dass bis zum Krieg in Zentraleuropa die meisten königlichen Ehemänner ein System des Konkubinates praktizierten.

Ende oder Anfang?

Ich war immer ein gehorsamer Soldat gewesen, streng, vor allem gegen mich selbst, und möglichst gerecht. Hier aber wurde mir das Leben zur Hölle gemacht: alles war schlecht, ja sogar vor meinen Untergebenen wurde ich herabgesetzt. Schliesslich versagten meine Nerven. Ich trat einen Urlaub aus Gesundheitsrücksichten an: auf der Rückreise durch Wien suchte mich der Leibarzt des Kaisers auf und teilte mir dessen Wunsch mit, ich solle sogleich in seiner Begleitung in eine deutsche Wasserheilanstalt fahren. Des Kaisers Wunsch war ja nichts anderes als ein Befehl, dem unverzüglich Folge zu leisten war. Ich reiste nach Bendorf a. Rh. ab. Die Wasserheilanstalt war aber ein Irrenhaus. Nun kam mir Vaters Philosophie und das Fügen ins Unvermeidliche sehr zustatten. Ich blieb ruhig. Bald hatte es der leitende Arzt heraus, dass ich geistig gesund sei und der um den Kaiser gescharten Kamarilla und auch meinem alten Widersacher, Franz Ferdinand, nicht die Genugtuung bereitete, irrsinnig zu werden. Dr. Erlenmeyer fuhr nach Wien, und bald darauf wurde ich entlassen. Ich fuhr nach Salzburg, denn indessen war mein Haushalt in Iglau aufgelöst worden. Vater schloss mich wortlos in die Arme. Ich erfuhr, dass ich auf unbestimmte Zeit beurlaubt sei. Ich wollte aber wieder Dienst machen. Verschiedene diesbezügliche Briefe an den Kaiser brachten bloss die Antwort, dass ich mich noch zu schonen habe.

Im Sommer 1902 wurde ich plötzlich pensioniert. Der Traum humanitären Wirkens war zu Ende. Franz Ferdinand und die Kamarilla hatten gesiegt. Ich verstand nun das Sprichwort, dass viele Hunde des Hasen Tod seien. Nun reifte in mir der Gedanke, Österreich endgültig zu verlassen.

Der endgültige Bruch mit meiner Familie kam, als ich darauf bestand, meine Lieblingsschwester Luisa, Kronprinzessin von Sachsen, zu unterstützen in ihrem dramatischen Entscheid, von ihrem Gatten zu flüchten mit dem französischen Hauslehrer namens Giron. Ich selbst wurde mir immer klarer, dass es nur meiner königlichen Abstammung zuzuschrei-

ben war, dass ich gar keine privaten Freiheiten besass. Nur durch Verzicht auf meinen Rang konnte ich ein freier Mann werden, wie ich wollte. Für meine Schwester lag der Fall anders. Da sie Kronprinzessin war und erwarten konnte, eines Tages Königin zu sein, war der Schritt, den sie unternehmen musste, natürlich noch grösser. Meine Schwester war sehr interessiert für das Theater, und eines ihrer schlimmsten Verbrechen in den Augen ihres Schwiegervaters, des Königs, war ihre Freundschaft mit der Duse. Der Ehrenkodex der königlichen sächsischen Familie erlaubt den Prinzen, Schauspielerinnen als Maitressen zu haben; aber keine Prinzessin durfte eine Schauspielerin zur Freundin haben.

Ich beschloss, mit Luisa nach der Schweiz zu fliehen. Dort wollten wir Giron, der in Brüssel lebte, kommen lassen, und dann, wenn der ganzen Welt bekannt war, dass meine Schwester sich kompromittiert hatte, konnten wir darauf zählen, dass sie durch die königliche Familie ausgestossen wurde. So würde sie persönliche Freiheit erhalten, welche jede Frau, die sich selbst respektiert, haben sollte.

Am 12. Dezember 1902, mittags, überschritten wir die Schweizergrenze in Buchs. Ein schwerwiegender Schritt war getan. Über dem Zürichsee lag dichter Nebel. Nach der langen und aufregenden Bahnfahrt machten wir uns ein wenig Bewegung am Alpenquai. – Wir reisten gleich nach Genf und übergaben unsere heikle Angelegenheit dem alt-Bundespräsidenten Maître Lachenal. Nun folgten aufregende Tage. Wilhelm II. und Franz Josef verlangten unsere Auslieferung, die die Schweiz ablehnte. Eine Flut von Korrespondenz überschwemmte uns, darunter reichlich viel Unflat. Die tollsten Anträge erhielten wir. Barnum & Bailey wollten uns für ihre Schau engagieren. Ich sollte einen von acht Schimmeln gezogenen Triumphwagen, worin Luisa mit Hermelinmantel und Krone thronen sollte, abendlich dreimal um die Manege fahren, und dafür bot man uns 10,000 Franken per Tag. Nach und nach klärte sich unsere Lage. Luisa fuhr nach Nyon, ich nach Montreux, und im April 1903 war alles geregelt. Vater hatte es nach langen Pourparlers mit dem Kaiser durchgesetzt, dass er mir eine sehr auskömmliche Rente aussetzen durfte. Im Herbst kaufte er mir, um seine Güte voll zu machen, ein Haus am Zugersee.

Ich werde ein waschechter Demokrat

Da ich bei meinem Weggang vom Kaiser meiner österreichischen Staatsbürgerschaft entkleidet worden und nun staatenlos war, wollte ich die schweizer. Staatsbürgerschaft erwerben. Allerdings wollte mich Lachenal lieber in Genf wissen; aber den Ausschlag beim Kaufe des Hauses gab der Grund, dass Zug rein katholisch war. Es gab nun Arbeit in Hülle und Fülle, das Haus wohnlich zu machen und den Garten freundlich zu gestalten. Sowohl die Zuger Behörden als auch die Handwerker kamen mir freundlich entgegen.

Ich musste mich erst in die absolut neuen Verhältnisse hineinfinden; es kam mir oft vor, als ob ich an unsichtbare Ecken anstösse, denn ich war bloss mehr auf mich selbst angewiesen. Aber es ging ganz schön. Das Militärverhältnis wurde auch geregelt, und ich zahlte Militärersatzsteuer; mein Kreiskommandant war der Schmied Acklin, ein schwarzer Riese, bei dem ich mich alljährlich meldete, der mir aber übrigens die Schlosserarbeiten machte, und so begann ich das sonderbare Ineinandergreifen von Militär und Zivil zu begreifen, das Disziplin und Geschäftsgebaren harmonisch sondert und auch vereint. Ein Bootbauer in Hertenstein baute mir eine 1-ton-Jolle, und ich konnte nun am Zugersee nach Herzenslust segeln.

Der Kegelklub in Zug lud mich ein, Mitglied zu werden: es wurde Montag und Donnerstag in Wallers Bahnhofhotel gekegelt, wir waren unser 12, harmonierten gut und tranken viele Dreierli und bezahlten unheimliche Strafen. Diese

aber wurden zu einem alljährlichen Ausflug benützt: die Rüstigen stiegen zu Berge, indes die alte Garde die Sessel warm hielt, Jass spielte und immer noch einen trank. Das war sehr gemütlich und friedlich. So waren wir im Klöntal eingefallen, ein anderes Mal in Interlaken.

Endlich konnte ich im Jahre 1904 meinen heissen Wunsch realisieren und studieren. Ich wurde am eidgenössischen Polytechnikum als Zuhörer zugelassen. Vor allem belegte ich Botanik bei Carl Schröter, Geographie und Ozeanographie bei Jacob Früh, Geologie bei Albert Heim, Mineralogie bei Ulrich Grubenmann, Zoologie bei Conrad Keller und Astronomie bei Wolfer und einige Chemievorlesungen bei Willstätter und fallweise Vorträge über Goethe bei Saitschik und über Dante bei Pizzo.

Vor allem die botanischen Exkursionen am Ende des Semesters waren eine Quelle reiner Freude. Unser 30–40 mit unserm « Profax » Schröter fuhren in die Berge; es ging dann das Wandern an vom Morgengrauen bis abends, frohen Muts, mit Rucksack, Nagelschuhen und Stock. Entzückt lauschten wir den begeisterten Schilderungen des Idealisten Schröter. Fern vom Strome der Touristen kletterten wir am Monte Generoso herum, wanderten durch das mittlere Engadin und ruderten am Walensee: man lebte frei und unbeschwert von Komfort und den Nöten des Kulturmenschen, in enger Verbundenheit mit der Natur, im Geiste der Kameradschaft und der Zusammengehörigkeit mit dem Lande, wie es Schröter in liebevoller und enthusiastischer Weise pflegte.

Wölfling, Leopold, Bürger von Regensdorf

Eines Tages im Jahre 1905 erfuhr ich, dass ich nun vollgültiger « Papierli-Schwyzer » geworden sei: ich konnte da schon soweit Schwyzerdütsch, um sogar einen Glarner zu verstehen. – Heinrich Hämig, Oberstleutnant und Pächter des Hotels am Zugerberg, führte mich in die Zürcher Kantonalschützengesellschaft ein: Ich wurde da und in Zug Mitglied und habe einige Schützenfeste aktiv mitgemacht und hübsche Preise bekommen; es konstituierte sich eine Bombenwerfengesellschaft; wir hatten einen Mörser, den jeder Schütze selbst zu bedienen hatte, und schossen auf eine horizontale Scheibe auf etwa 50 Schritt Entfernung, so dass man die Kugel bequem verfolgen konnte. Tagsüber wurde seriös und sportlich geschossen, abends sass man an langen Bänken, und bald wurde es laut und heiter.

Durch Früh wurde ich in die Museumsgesellschaft eingeführt und in einige andere wissenschaftliche Vereine; man hatte Auswahl an Vorträgen, und im Museum war es wunderbar still; man konnte in stummen und doch so beredten Büchern lesen und aus unzähligen Fachschriften das schürfen, was man gerade brauchte. Die Konfraternität der Wissenschaftler war die Basis geworden, auf der ich in das Denken und Fühlen meiner Landsleute eindringen konnte, die sich auch auf das Privatleben erstreckte.

Zu den Schlussmanövern im Thurgau nahm mich Hämig als Schlachtenbummler mit, und es freute mein Soldatenauge, wie zweckmässig und ohne grosse Töne alles klappte. Des Obersten Ulrich Wille Kritik hat mich durch ihre Einfachheit und den scharf-logischen Aufbau geradezu entzückt. Gern hätte ich gewünscht, dass gewisse Salon- und Archivstrategen in Österreich zu ihm in die Schule gegangen wären. – Überall begegnete ich freundlicher Aufnahme und erfrischender, wenn auch mitunter derber Offenheit. Natürlich bin ich auch allerlei Grobheit, sowohl in der Schmeichelei wie in der Rüpelei, begegnet; aber dem habe ich rasch den Rücken gekehrt und dadurch böse Erfahrungen vermieden. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, dass ich meine Landsleute liebgewonnen habe, besonders jene, mit denen ich zusammen die Schulbank gedrückt habe.